

Solang' dich noch zwei Augen grüßen
Und du siehst Thränen darin steh'n,
Gehst oder kommst auf raschen Füßen
Beim Scheiden zu und Wiederkeh'n —
Solang' ein Herz in heil'gem Stieben
Zu dir läßt die Gedanken weh'n,
So lange lohnt es sich, zu leben,
So lange scheint die Welt dir schön! —

Solang' in wahrer Lieb' und Treue
Noch eine Seele an dir hängt,
Ob nah', ob fern, doch stets aufs neue,
Wo du auch weilst, an dich nur denkst,
So lang' ist Frieden dir gegeben
Und freudig wirst du's zugeh'n:
So lange lohnt es sich, zu leben,
So lange scheint die Welt dir schön! —

Ihr Totenopfer!

Erzählung von Zoe von Neuf-Liegnitz.

Der Wochenmarkt war abgeräumt,
nur der angrenzende Blumenmarkt bot
noch ein belebtes Bild. Er war heute
ganz besonders reich mit Floras
Herbstblüthen besetzt gewesen. Den-
noch war die Gartentunst der Groß-
stadt kaum im Stande, den heutigen
enormen Bedarf an Blumen zu decken
— ihre Produkte waren fast ausver-
kauft. Denn Sonntag, morgen, war
Totenfest.

Aufreis von den Laden und
schwägenen Käufen und Käuferinnen,
denen gar wenig anzumerken war
von dem Opferdienst der Liebe, der sie
hergetrieben hatte, fanden zwei Kin-
der, Knabe und Mädchen. Das Mäd-
chen war sieben oder acht Jahre alt, der
Knabe wohl um die Hälfte jünger.
Während der Knabe in einen Apfel
biß, liebäugelte das Mädchen mit den
schönsten Kränzen, bis es sich ein Herz
faßte und an die Verkaufsbude heran-
trat.

„Ja, — will auch einen Kranz, den
schönen dort,“ sagte es, bestimmter,
als man seinem scheuen Wesen zutrauen
konnte. „Hier das Geld!“
„Der Christenbaumkranz kostet
eine Mark, dies sind die Fünffingerring-
kranze,“ wies die Verkäuferin ob.
„Ach bitte, Fräulein, geben Sie mir
doch den schönen Kranz,“ bat die Klei-
ne inständig. „Das andere Geld —
ich spare es und bringe es ganz ge-
wis! Bitte, bitte!“

„Borgen thun wir hier nicht! Der
andere ist auch schön! Wostränge
sind dauerhaft.“
„Aber Mama hatte Blumen so gern,“
sagte die Kleine thränenschludend.
„Deine Mutter ist gestorben — vor
kurzem?“ frag plötzlich eine Dame
mittleren Alters neben dem wein-
enden Kinde. Sie war ernst, aber
nicht in wirkliche Trauer getaucht und
durch auffallend energische, mehr
männliche Gesichtszüge eigentüm-
lich. Doch war die Haltung nicht
ohne Eleganz, und die grauen Augen
blitzten scharf und klug, als sie jetzt
den Schleier zurückschlug, um die
Kleine genauer zu betrachten. Das in
einfache Trauerkleidung gekleidete
Kind hatte plötzlich für die Dame et-
was Bekanntes, Anvordenisches.
„Wo ist dein Vater?“

„Auch tot! — schon lange! Auch
ein Schwesterchen, das der Storch ge-
bracht hatte. Nur Felixchen lebt noch.“
„Felixchen?“ frag die Dame leicht
überfasst.
Der Knabe kam heran mit einem
Schmuckbart, den die Schwester sofort
durch Kassenwäsche mit dem Todsch-
tuche entfernte. Dann hieß sie das
Kind der Dame eine Patschhand ge-
ben.

„Nimm den Kranz, der Dir gefällt,“
sagte die Dame zu der Kleinen. „Und
da ich eben auf dem Wege zu dem
Friedhof bin, kannst Du mitfahren
und deinen Kranz auf die Gräber
Deiner Eltern legen.“
Dann spannte sie den Regenschirm
auf, weil der Novemberebel sich in
Regen auflösen begann, zwischen
welchem auch einzelne federartige
Schneegebilde trieben, um niederfal-
lend das aufgeweichte Straßengra-
s in festen, winterlichen Frost erharren
zu lassen. Vorläufig war alles Rufe
und Schmutz. — „Darf — Felixchen
auch mitfahren?“ frag die Kleine jag-
haft. „Er thut es so gern.“

Die Dame schien nicht besonders
kinderlieb zu sein, denn sie überlegte
etwas. Dann sagte sie, nicht sehr
freundlich: „Wenn er nicht allein nach
Hause finden kann — meinotwegen!
Aber er muß hülflos!“ Damit wollte
sie einen Wagen heranziehen.

Fünf Minuten später saß man im
Wagen zusammen, auf dem Schooße
prachtvolle, weiche, zu Kränzen ge-
eignete Palmwedel nebst herrlichen Ro-
sen, welche die Dame für ihre Person
erstanden hatte. Auch die Kleine hielt
außer ihrem Christenbaumkranz
noch einen Strauß Rosen in der Hand,
den sie sich mit Erlaubnis der Dame
ausgesucht hatte. Dabei hatte sie ein
Dorn an der Hand verletzt, ein paar
Tränen aber brachen hervor.

„Es thut wohl weh, Lilli?“ frag das
Brüderchen. „Will's heil machen!“
Die Dame mußte unwillkürlich lä-
cheln.

„Er will ein Doktor werden, wenn
er arsch ist,“ erklärte die Schwester.
„Wir wärlen immer Kranksein, mit
den Blumen.“
Neht trotz den Anaben ein Bild der
Dame, der schwer zu enträtseln war —
neuaueria, fast jählich, und doch wie-
der haterfährte. Sie schen ihr Gut-
meinen plötzlich zu bereuen.

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 6. Nov. 1903.

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 24 No. 10.

Der Weg zu dem großen Gräber-
felde war weit, zuerst durch belebte
Straßenzellen, dann durch ein Villen-
viertel, zuletzt zwischen Fabrikrohr-
steinen und Arbeiterwohnungen hin-
durch. Die Unterhaltung flackte, bis
sich die Dame als Vorkämpferin eines
Wohltätigkeitsvereins gezwungen
fühlte, sich endlich doch etwas nähere
Auskunft über die verlassenen Kinder
geben zu lassen.

„Wie lange ist Euere Mutter tot?“
frag sie pflichtgemäß.
„Viele Wochen — wie die Stachel-
beeren reif waren im Garten, ist sie ge-
storben. — Wo wohnt Ihr jetzt?“
„Rautenstraße vier — bei Frau Herms-
dorf.“ — „Ist die Dame eine Ver-
wandte von Euch?“

„Nein, Tante Schwester hat uns
hingebacht — gleich als Mama gestor-
ben war. Und als Mama begraben
wurde, kam der Herr Pastor mit einem
anderen Herrn — ich glaube es war
der Bürgermeister. Sie sagten, daß ich
bei Frau Hermsdorf bleiben sollte, bis
ich vierzehn Jahre alt sei. Dann sollte
ich ins Mutterhaus, weil ich Kranken-
pflegerin werden sollte wie Tante
Schwester. Mama habe es so gewollt.
Frau Hermsdorf bekommt auch Geld
für uns beide, sie holt es jeden Monat
vom Rathhaus. Es sind auch noch
zwei Kinder bei ihr — wir spielen zu-
sammen.“ — „Gefällt es Euch
dort?“ frag die Dame weiter.

„D — ja! Aber — wenn doch Ma-
ma noch lebte!“
„Mama soll wiederkommen,“ erbot
der Knabe.
Der Wagen hielt, man stieg aus,
und betrat zusammen blumendüften-
den Friedhof.

Die Kleine schien vollkommen ver-
traut mit der Dürftigkeit des Gräber-
feldes, mit Gruß und Dank verschwand
sie bald, um auf einem Seitenpfade die
Gräber ihrer Lieben aufzusuchen.
Das Brüderchen trötelte ihr nach.

Die Dame, Fräulein Elisabeth
Bernhard, hatte einen ziemlich weiten
Weg bis zu dem letzten Will des ge-
liebten Vaters. Langsam und gedan-
kenvoll schritt sie zwischen den den
Hauptweg einschäumenden mächtigen
Klaxen dahin, die ihre leeren Blatt-
rippen wie Todtenfinger in die Luft
streckten. Der Ernst und die Weisheit
des Frides, der Jued ihres Besuches und
die Melancholie des Novembertages
vereinigen sich in ihr zu stimmungs-
vollem Empfinden. Unwillkürlich
sagte sie wieder und wieder aus nach
bekanntem Namen auf den Leichenstei-
nen, und damit — nach alten Erinne-
rungen: Vergangenheit und Gegenwart
begannen sich allmählich in Fräulein
Elisabeths Gedanken zu verschmelzen.

Sie sah sich wieder als langjährige Ge-
fährtin des früh verwitweten Vaters,
der als Gelehrter doppelt einer Stütze
bedurfte. Dann empfand sie sich jung,
und in heimlichem Versteck mit ihm,
dem einzigen Manne, den sie geliebt
hatte. Er war gleichaltrig mit ihr, As-
sistent des Vaters gewesen, und dem-
selben schnell unentbehrlich geworden.
So war er auch in die Familie gekom-
men und mit ihm ein neues, volles,
schöneres Leben. Denn bald hatte sich
aus dem freundschaftlichen Verkehr
zwischen der feingebildeten Professoren-
tochter und dem jugendkräftigen, geist-
vollen Arzte ein wärmeres Gefühl ent-
wickelt, welches bei der leidenschaftlichen
Natur Elisabeths schnell in Flammen
emporgelobert war. Es geschahen
Ausflüge und Trügelböden ganz ge-
heim. Die bald darauf erfolgte Ab-
reise des jungen Doktors in einer
Vorstadt war der erste Schritt zur
Vereinigung. Da bemerkte Elisabeth
ein allmähliches Erkalten, während die
eigene Leidenschaft wuchs. Sie for-
derte Erklärung, rückhaltlos. Was sie
erfuhr, war — Vernichtung! Der Ge-
liebte gestand frei, daß er eine andere,
höhere Liebe hege, die über ihn getom-
men sei, plötzlich, unübersehlich. Die
Geliebte sei eine junge Volksschulleh-
rerin, die er behandelt habe. Es geschah,
wie er erwartet haben mochte: Elisa-
beth wandte sich von ihm, stolz, tödlich
verletzt. Das Leben in der Groß-
stadt erleichterte den Bruch — man
hörte nichts mehr von einander, weil
man nichts hören wollte. Fräulein
Elisabeth lebte von dieser Zeit an
hauptsächlich der Wohlthätigkeit, der
Wohlanständigkeit, und hatte sich über
ihre ähner Lebensstellung nicht zu be-
klagen. Die kluge, vermögende Pro-
fessorentochter ward in der Gesellschaft
nicht nur geduldet, sondern aufgesucht.
Aue die Erinnerung ließ sie empfin-
den, daß sie einmal reich gewesen war
als jetzt. Dann freilich brannte die
Wunde, umso mehr, als das heiße Blut
nach innen strömte, weil die stolze
Waise das trante Herz von Anfang an
vor der Welt verborgen hatte. . . .

Schweigegeld.
Anni: „Die Klara hat doch einen
recht freigebigen Mann bekommen.
Alle Augenblicke erscheint sie in einem
neuen Kleide.“
Emmi: „Ach Du, das verdient sie
sich mit Klavierspielen und Sinaen.“
Anni: „Die Klara, nicht möglich!“
Emmi: „Doch, jedesmal, wenn sie
anfangt, giebt ihr ihr Mann einen
„Quartern“, damit sie aufhört!“

Der mit der Wirklichkeit zu rechnen
weiß, versteht wirklich zu rechnen.

Vaters nieder. Dann brach sie ein
paar Epheublätter, um sie mit sich zu
nehmen, als Erinnerungszeichen. Die
rasch herindringende Dämmerung des
Novembertages mahnte energisch zur
Heimkehr.

Erit als sie fast den Ausgang des
Friedhofs erreicht hatte, fielen ihr die
verwaisten Kinder wieder ein. Sie
waren nirgends zu erblicken. In unab-
weissbarer Sorge schritt Fräulein Eli-
sabeth den Seitenpfad hinab, den die
Kleine vor einer Viertelstunde einge-
schlagen hatte. Und wirklich fand sie
die Kinder bald auf einem frisch be-
hägerten, noch unbepflanzten Grabe.
Die Kleine ordnete noch an den Blum-
en, Brüderchen las sich Steinen zu-
sammen.

„Ich wartete schon, kommt,“ gebot
Fräulein Elisabeth. „Ihr werdet Euch
erkälten!“
Die Kleine fuhr auf und rief das
Brüderchen. Beide waren bereit zu
gehen. Aber die Dame steht plötzlich
still und staart unermüdet nach dem
schlichten Eisentanz hinüber, das auf
dem angrenzenden Grabe errichtet ist.
Sie sieht staunend: Felix Brunns, Dr.
med. Darunter stand der Spruch:
„Wir standen Hand in Hand,
Als mür's auf immerdar,
Da plötzlich kam das Ende,
Wie es am schönsten war!“

Es war wie ein Stich — das warme
Herzblut spritzte auf. Dann frag sie
hoch gespannt: „Ist das Euere Vaters
Grab?“
„Papa liegt hier begraben.“
„Ist er — schon lange tot? Hast
Du ihn gekannt?“

„Ja, ich weiß auch noch, wie er aus-
sah. Er war groß und trug eine Brille.
Hohe Baden hatte er nicht, aber einen
Schmuckbart. Felixchen sah immer
hinein. . . . Ich schlief neben seinem
Bette.“
„Wie heißt Du?“ — „Lilli, Lilli
Brunns.“

War Lilli eine Witzfigur von ih-
rem eigenen schönen Namen Elisabeth?
Möglich. . . . Aber wenn es auch nicht
ein Gedanken des Geliebten an den ein-
stigen Verkehr war, sie fühlte plötzlich
eine Zusammengehörigkeit mit den ver-
waisten Kindern von der Straße, die
die Einsame trieb, ihnen die Arme ent-
gegenzustrecken. Es war, als ob die
Vorsehung mit Schicksalsflügeln ihr
mit einem Male ihre irdische Bestim-
mung, ihr Glück entgegenbrachte. . . .
Aber sie stand in der Welt, und das
Leben hatte sie vor sich, klug und kühl
gemacht. Darum sagte sie nur:

„Ich werde Euch nach Hause beglei-
ten und Euere Pflanzmama bitten, daß
Ihr mich morgen besuchen dürft.“

Andere Tags hatte Fräulein Elisa-
beth die Einladung fast bereit. Sie
fürchtete sich vor ihrem Herzen, das sie
durch die übermächtig gewordene Erin-
nerung an ihre einzige Liebe zu einer
Thürheit veranlassen konnte. Die Be-
haglichkeit ihres Lebens durfte nicht
gestört werden. Dennoch gab sie der
Kleinin Befehl, den Ruchzettel heute
für kleine Ledermäuler einzurichten.

Und als der Abend kam, nach einem
unruhigen Todensonntag, an dem sie
sich einmal Zeit gefunden hatte zu
dem gewöhnlichen, behaglichen Mit-
tagsschläfen, weil ihre kleinen, un-
ruhigen Gäste sie fortgesetzt in An-
spruch genommen hatten durch Erzäh-
len, Fragen, Bitten und Spielen, hatte
sie ein Gefühl, als ob „die Mühle nun
still stehen müßte“. Aber gleichzeitig
war es auch, als ob das Leben und die
Liebe mit den Kindern von ihr gehen
würde, und sie zurückbleibe auf einer
wüsten Insel. . . . Das herrliche
Anschmiegen des kleinen Mädchens
hatte sie wie etwas wunderbar Süßes,
wie Befessenes empfunden, und die
drolligen Einfälle des Knaben machten
ihre ein ganz unerwartetes Vergnügen.
Dazu bildeten sie die Goldpünktchen
in Felixchens braunen Augen mit dem
nahehermüthigen Ausdruck des Ge-
liebten an, so daß ihr ordentlich jung
uns Herz wurde. Nein, nein, sie ließ
sich den unerschöpfte gefundenen Schatz
nicht wieder entziehen! — Die einlei-
tenden Schritte wurden rasch und
sicher gethan. Natürlich war die städ-
tische Verwaltung zufrieden damit,
daß ihr die Sorge für die Waisen von
leistungsfähiger Seite abgenommen
wurde. Fräulein Elisabeth aber hat
ihre „Totenopfer“ niemals bereut.

Der Vorsdorfer.
Novellette von Marie Treuter.

Es war kein echter Vorsdorfer, wie
er im Herbst an einem schlanken Aste
reift, um dann die Pflichten seines
Daseins in dem Innern einer fetten
Bratens oder vergoldet als Fieder
des Christbaums zu erfüllen, sondern
es war ein imitierter, aber keineswegs
weniger appetitlicher Vorsdorfer und
hieß im gewöhnlichen Leben Etel.
Etel oder Stella war die Tochter
des Sanitätsrathes Bergmann.

Den Namen Vorsdorfer ver-
dante sie ihrem glühendsten und be-
herlichsten Verehrer, einem jungen
Fabrikanten, der ihr nicht nur ihres
apfelsüßen Gesichtes, sondern
hauptsächlich ihrer ungelinkelten Na-
türlichkeit und Anmuth wegen, hul-
digte.

Herr Eugen Walden, so hieß der
junge Fabrikant, hatte einen Neben-
buhler. —
Diesen Nebenbuhler begünstigte
Herr Bergmann — und mit Recht;
denn erstens war er reich, zweitens
hatte er als Spezialarzt eine ausge-
zeichnete Praxis und drittens führte
er den Titel eines Professors. Kurz-
um; er war eine glänzende Partie.
Daß er äußerlich klein, unansehnlich
und nicht mehr jugendlich und im
Lebrigen ein ausgemachter Bedant
war, zudem dem Vorsdorfer nicht im
Geringsten gefiel, kam bei dem geiz-
rigen Papa gar nicht in Betracht.

Der Herr Sanitätsrath war augen-
blicklich recht böse auf seine Etel.
Bei einer Abendgesellschaft in sei-
nem Hause hatte sie sich recht abstoßend
zu seinem Protege benommen, und
seitdem hatte Professor Klein das
Haus seiner Ausertoren nicht wieder
betreten. Die Sache mußte wieder ins
Geleis gebracht werden. Wenigstens
Herr Bergmann sein Freund offizieller
Feste war, so machte er im Interesse
seines Kindes schon hin und wieder
eine Ausnahme.

„Kinder, wir besuchen heute Abend
das Fest der medizinischen Gesell-
schaft,“ hatte er einen Mittag wie
beiläufig in das Wohnzimmer hinein
gerufen — und, den Protest seiner
Damen wegen der nicht so schnell zu
besprechenden Toilette nicht achtend,
mit einem:
„Es bleibt, wie ich gesagt habe,“ die
Thüre von außen zugeknallt.

„Nur weil er weiß, daß Eugen sei-
nen Zutritt hat und wir den Professor
dort finden“, schluckte der Vorsdorfer.
Die Mutter hatte Mühe, das auf-
gerregte Mädchen zu beruhigen, das
der Abend kam.

In dem großen Festsaal eines der
ersten Hotels in der Residenz war be-
reits eine zahlreiche Gesellschaft ver-
sammelt.
Der Vorsdorfer ließ die schönen
Augen resignirt über die Versammlung
gleiten. Sie erschien ihm öde und
farblos.

„Etel“, flüsterte Frau Bergmann
plötzlich und richtete die langgestielte
Lorgnette nach dem Eingang des
Saales. Mechanisch folgte Stella der
angegebenen Richtung. Gleich darauf
überzog eine fahle Blässe ihr reizendes
Gesicht.

Träumte sie oder äffte sie ein Spul-
herr Eugen Walden, ihr Eugen, be-
trat mit einer jungen, schönen Dame
am Arm den Saal.
Stella schloß die Augen, sie wollte
das Entsetzliche nicht noch einmal se-
hen.

Sie mußte sie aber unwillkürlich
und bald wieder öffnen, denn vom
Flügel her erklangen die Introduk-
tionen zu der „Mignon“-Romane, die
kein anderer spielte, als ihr Eugen,
der mit Recht ein Meister in der Musik
genannt werden durfte. —
Von den Lippen seiner schönen Be-
gleiterin erklang es in schmelzenden,
herzbeugenden Tönen:

„Kennst Du das Land, wo die Ci-
tronen blühen?“
Und dahin wollte sie mit ihrem Ge-
liebten ziehn.
Nein, mit ihrem, mit Stellas Ge-
liebten.

O das war schändlich!
Und er hatte sie doch so lieb gehabt,
sie war sein Vorsdorfer gewesen noch
bis vor —
Ja, wie lange denn? Bis vor vier-
zehn Tagen.

Das war allerdings schon eine lange
Zeit, in welcher ein junger Heißhörn-
wohl den Geschmack an einem gewöhn-
lichen Vorsdorfer verlieren konnte, zu-
mal wenn man ihm eine goldschim-
mernde Orange dafür als Ersatz bot.
Das war zu viel für Stellas ge-
kränktes Gemüth.

Ein heftiger Schmerz krampte ihr
das Herz zusammen, eine Ohnmacht
besaß sie und sie setzte das Köpfchen
wie eine geknickte Lilie gegen die Schul-
ter ihrer Mutter.

Als sie wieder zur Besinnung kam,
befand sie sich in einem Zimmer des
Hotels allein mit ihren Eltern.

„Wir fahren nach Hause, Etel“,
sagte der Sanitätsrath endlich.
Er verbarg seine vergnügliche Miene
hinter der Mäule des besorgten Va-
ters.

Er hatte es ja immer gesagt, daß
der junge Walden ein Leichtfuß und
ein wenig charaktervoller Mensch sei.
Jetzt hatte der Professor Chance,
wenigstens bei seiner Frau. —
Welche Mutter würde nicht einen
Professor, zum Ersatz für einen leicht-
sinnigen Fabrikanten, als Schwieger-
sohn willkommen heißen?

Nun war er auch nicht mehr der Ra-
benvater, der sein Kind zu einer Hei-
rath zwingen wollte. —
Acht Tage ungefähr nach dem Feste
der medizinischen Gesellschaft erbält
Herr Sanitätsrath Bergmann eine
Verlobungsanzeige.

Mit wechselseitigen Empfindungen
öffnete er in Gegenwart seiner Frau
und Tochter den eleganten Carton.
Einesheils freute es ihn, daß sich
die Sache so schnell und günstig ab-
wickelte, andererseits hatte er Mitleid
mit seinem Kind, das blaß und still
im Hause herumhockte.

Aber was war denn das? Das
konnte doch nicht möglich sein?
Stand denn da nicht klar und deut-
lich:
„Meine Verlobung mit Fräulein
Josephine von Geldern, Tochter des
verstorbenen Generals von Geldern
und seiner Gemahlin, geborene von
Reichenbach, beehre ich mich ergebenst
anzugeigen.“

Der Herr Sanitätsrath sah ent-
setzt nach dem Briefe aus, als er die
inhaltschweren Worte laut vorlas.
Stella verhielt sich theilnahmslos,
oder es schien wenigstens so.
In Wahrheit hatte sie, als ihr Va-
ter die Anzeige entfaltete, geirrt, wie
wenn ihr Todesurtheil verkündet wer-
den sollte. —

Jetzt athmete sie erleichtert auf.
Der Herr Sanitätsrath verließ
heute weniger selbstbewußt, wie ge-
wöhnlich, seine Familie.
Es war kein Wort zwischen ihnen
in der fatalen Angelegenheit gewech-
selt worden, aber er fühlte inständig,
daß die Geschichte seinen Haken hatte.
Das mit dem Professor hatte sich Etel
wegen ihres abstoßenden Wesens selbst
zusprechen, aber den jungen Fabrik-
anten hatte er vertrieben.

Und der war doch im Grunde ge-
nommen keine schlechte Partie. Seine
Mutter war reich — und das Ge-
schäft — nun es hätte sich mit der Zeit
schon gemacht.
Vor allen Dingen liebte ihn Stella,
und das war doch die Hauptfache.

Ja, er war ein Etel gewesen, als
er den jungen Walden vor einigen
Wochen so schön abgewiesen hatte.
Und dieser Dudmäuser von einem
Professor, er verlobte sich mit einer
Generalstöchter.

Der Sanitätsrath war entschieden
schlechter Laune, als er am Spätmach-
mittag von seinen Krankenbesuchen
heimkehrte.
Er fand seine Gattin allein im Sa-
lon.

Mütterlich beantwortete er ihre Fra-
gen nach harmlosen Ereignissen.
Als er Miene machte, das Zimmer
zu verlassen, hielt sie ihn mit den
Worten zurück:
„Lieber Leopold, ich bin in der
Lage, Dir eine ähnliche Neuigkeit ver-
künden zu können, wie sie Dir und
heute Morgen wurde. Herr Eugen
Walden hat sich verlobt.“

„Mit der Theaterprinzessin oder
was sie ist?“ antwortete Herr Berg-
mann erdost. „Das überrascht mich
nicht bei so einem —“
„Still kein Wort weiter“, unter-
brach ihn seine Gattin zürnend.
„Nicht mit der Sängerin, wie Du
angenehmer sägest, sondern mit sei-
nem lieben kleinen Vorsdorfer.“

„Schwag' keinen Uninn, Alte, was
ist das für eine Person?“
„O, Du Ungeheuer von einem
Mann, Du weißt nicht einmal, wer der
Vorsdorfer des Herrn Walden ist?“
rief Frau Bergmann in komischer Ver-
zweiflung.
„Unser Kind ist es, unsere Etel.“
Da wurde die Thür aufgerissen
und —
„Papa — lieber Papa!“ jubelte eine
helle Stimme und zwei weiße Arme
klammerten sich fest um den Hals des
verblüfften Sanitätsraths.

Dann legte er selbst seines Kindes
Hand in die des Ausertoren und
scherte, indem er nur mühsam seine
Nährung verbarg.
„Da haben Sie Ihren Grabstein
oder Vorsdorfer, wie die Sorte
heißen mag. Machen Sie ihn aber
glücklich, Sie Schmerzhöher. Uns
eine Komödie aufzuführen mit einer
Theaterprinzessin, das war toll.“
„Nochweht, theurer Papa,“ lachte
der junge Mann übermüthig. „In-
dessen, Scherz bei Seite. Die Dame
ist eine renommierte Konzertsängerin,
eine entfernte Verwandte unserer Fa-
milie und hält sich augenblicklich im
Saule meiner Mutter auf. Ueberdies
hat sie sich gestern mit Herrn Pro-
fessor Klein, den sie auf dem Feste der
medizinischen Gesellschaft kennen ge-
lernt, verlobt.“

Herr Sanitätsrath Bergmann mach-
te nach dieser Eröffnung ein schmerz-
voll beschreibendes Gesicht, seine Gattin
verbarg ein etwas schadenfrohes Läch-
eln hinter ihrem Taschentuch. Herr
Eugen Walden aber blühte lange und
innig in die feuchtschimmernden Augen
seines Vorsdorfers.

„Fürwahr!
„Das muß anders werden!“ sagte
der Bahnhofrestaureateur von R. in
Preußen zum Piccolo. „Du läufst im-
mer höchst dämlich an Zuge von einem
Ende zum anderen: „Bier gefällig? Bier
gefällig?“ Von keut ab dreht
Du vor den Wagen vierter Klasse um
und läufst um so öfter vor den besseren
Klassen auf und ab!“ Der Piccolo
merkt sich das. Wie der nächste Bum-
melzu (andere halten in R. nicht) mit
langer Waagentriebe von 2. bis 4. Klasse
einkauft, kühlt der Sanitmed mit dem
Brett voll schäumender Gläser herbei.
Gerade vor der 4. Klasse aber schnappt
er nun jedesmal auf und macht feht.
Diesmal aber befand sich anscheinend
ein durstiger Reiter hinter dem ein-
der kleinen Weichselnster, und da
er sich von dem Bärschen „geschnit-
ten“ sieht, lehnt er sich weit hinaus und
brüllt: „Sie, Kleener, kommen Sie doch
mal bitte auch zu mir!“ Da eilt der
Dreifüßler dienstfertig herbei, stellt
sich auf die Knie und kst ein Glas
Bier in die Höhe. Der Rusende aber
winkt ab: „Ne, ne, Bier wollt' ich gar
keens. Ich wollt' Ihnen man bloß
fragen: „Tragen Sie nicht früher einen
Badendart?“

Ausgleich.
Madame (das Dienstmädchen beim
Lesen ihrer Briefe überfahrend): „Ja,
was soll denn das nur heißen, Lina,
Sie lesen ja meine Briefe durch?“
Lina (verlegen): „Ach, entschuldigen
Sie, gnädige Frau, ich — ich —
wüßten Sie was, gnädige Frau, da haben
Sie meine Briefe — lesen Sie die
auch durch!“

Berrathen.
Der kleine Fritz kommt öfter mit
Nüssen heim. Die Mutter fragt, wo-
her er sie habe; geschenkt bekommen,
entgegen. Ein's Tages geht sie
mit ihm zum Krämer, und während
sie dort etwas warten müssen, meint
der kleine starr plöblich: „Siehst Du,
Mutter, jetzt hab'n ' den Nussack
schon zugebunden.“

Die Hausfische.
Der kleine Karl im „Wilhelm Tell“
(nach der Apfelschuhjense): „Mama,
wer wird denn nun eigentlich den
Apfel aufessen?“

Des Anderen Hund.
„Mein Herr, gehört der Hund Jh-
nen?“
„Warum?“
„Er hat mich gebissen.“
„Dann gehört er nicht mir.“

Gerechte Bestürzung.
„Gestern pumpte ich Litterwald um
\$5 an.“
„War er nicht bestürzt?“
„Nein, aber ich.“
„Er borgte mir die \$5.“

Verächtlicher Ersta.
„Haben Sie ein zuverlässiges Mittel
gegen Hühneraugen?“
Apotheker: „Gewiß, hier haben Sie
eines, das ich selbst schon seit vierzehn
Jahren mit dem größten Erfolg ge-
brauche.“

Ein humaner Sportmann.
„Der reiche Meyer ist auch so'n
rücksichtsloser Mutter, dem Menschen-
leben nichts gelten. . . .“
„Da thun Sie ihm Unrecht, der
nimmt bei seinen Ausfahrten gleich im-
mer 'nen Arzt mit.“

Tagdahl.
A: „Haben Sie Glück auf der
Jagd?“
B: „O ja, ich habe neulich an ein-
nem Tage 13 Enten geschossen.“
A: „Wären sie wild?“
B: „Die Enten nicht; aber der
Bauer, dem ich sie todt geschossen, war
sehr wild.“

Verfehlte Wirkung.
Mann: „Was soll denn das, so viel
Kampfer in meine Sachen zu thun,
das hält man ja vor Gestank kaum
aus!“
Frau: „Aber Max, das geschieht
doch gegen die Motten.“
Mann: „Aber so viel, das ist ja,
um die Motten zu kriegen.“

In keinem Punkte soll man so vor-
sichtig sein, als in der Wahl seiner
Duzbrüder.